

Soussan Sarkhosh

Aus der Peripherie an die PERIPHERIE

PERIPHERIE feiert ihren 25. Geburtstag, einen silbernen Geburtstag, ein viertel Jahrhundert, und druckt mit Stolz ihre 100. Nummer. Es ist Sitte, bei solchen Feiern in Nostalgie zu verfallen. Die Ehepaare erinnern sich, wie sie sich damals geliebt haben, die Eltern des Geburtstagskindes, wie sie sich damals über die Geburt des Kindes gefreut haben, und wenn das Geburtstagskind ein Mädchen ist, wird behauptet, das Geschlecht des Kindes sei ihnen damals nicht wichtig gewesen.

Der Geburtstag einer Zeitschrift ähnelt mehr einem Hochzeitstag. Das Geburtstagskind hat keine Erinnerung an seine Geburt. Das Ehepaar, das seinen Hochzeitstag begeht, handelte damals als Akteur im Sinne Max Webers, mit einem subjektiven Sinn. Es schloss einen Vertrag, ein Bündnis fürs Leben, wie es so schön heißt. Auch die Gründer einer Zeitschrift gehen ein Bündnis ein, um bestimmte Ziele zu verfolgen. Nach 25 Jahren können sie sich fragen: Wer waren wir? Wie viele waren wir? Wer ist noch dabei? Was wollten wir? Was haben wir erreicht? Wie war es überhaupt damals?

Vor 25 Jahren war die Welt noch in Ordnung, d.h. die Bösen waren böse, die Guten waren gut.

Man schrieb 1980. Eine Gruppe Intellektueller gründete in Münster eine Zeitschrift, der Titel war programmatisch: PERIPHERIE. Er zeigte ihre Sympathie für eine Welt, die damals noch Dritte Welt hieß.

Ich war nicht dabei, ich lebte seit fünf Jahren in Iran, einem Land der Peripherie, und erfuhr nicht einmal von dieser Gründung. Aber vieles verband mich mit der PERIPHERIE.

Denn viele von uns standen im dritten und vierten Jahrzehnt ihres Lebens, das beste Mannes-, Verzeihung, Weibesalter. Wir gehörten einer Generation an, die später die 68er genannt wurde. Wir waren in einer Bewegung politisiert worden, deren einer Höhepunkt die Anti-Schah-Demonstration 1968 in Berlin war, bei der Benno Ohnesorg, ein deutscher Student, erschossen wurde. Und ich bin eine Iranerin, ich war eine Untertanin und Gegnerin gerade dieses Schahs, der sich König der Könige nannte. Ich war damals nicht in Berlin, nahm aber aktiv an den nachfolgenden Demonstrationen teil.

Und als die PERIPHERIE ins Leben trat, war gerade zwei Jahre zuvor dieses Schah-Regime durch eine Massenbewegung gestürzt worden. Wir, d.h. ich und die Leute in Iran, die wie ich dachten, fühlten uns trotz aller Skepsis im Himmel. Aber nicht mehr lange. Unser Traum war überraschend Wirklichkeit geworden. Wir hatten eine Republik, wenn auch eine islamische.

Nicht nur der Protest gegen das Schah-Regime und seine amerikanischen Unterstützer verband mich und die Gründer der PERIPHERIE. Es bestanden persönliche Verbindungen: PERIPHERIE wurde in Münster gegründet, ich hatte fast fünf Jahre in dieser Stadt studiert. Ich kannte einige der Gründer persönlich, wir waren einmal Kommilitonen und manche von uns waren sogar Kinder desselben Doktorvaters.

Wir kannten uns, und wir hatten gemeinsame intellektuelle Interessen. Eine gemeinsame Frage verband uns: Wie kann die Peripherie sich entwickeln, das Leben der Menschen dort sich verbessern? Die Entwicklungstheorie war und ist unser gemeinsames Problem??? Deshalb erlaube ich mir, hier von uns zu sprechen.

Bis 1980 war die Welt für uns noch in Ordnung. Nicht die Verhältnisse, die wir kritisierten und zu verändern versuchten. Aber wir wussten, mit wem wir uns verbinden könnten, mit wem wir uns solidarisieren könnten. Auf der einen Seite standen die Bösen: die Reichen, die Kapitalisten, die Imperialisten, die Diktatoren, auf der anderen Seite die Guten, die Armen, die Arbeiter, die Menschen in der Dritten Welt, die Befreiungsbewegungen in der Peripherie. Der Zweite Weltkrieg diente uns als Vorbild: Auf der einen Seite die Faschisten, auf der anderen Seite die antifaschistische Front. Die Welt als Kampfplatz des Guten gegen das Böse, ein zarathustrischer, also iranischer Topos.

Wir umgingen jeden theoretischen Ansatz, der die Fronten verwischte. In „Massen“ etwas Negatives zu sehen, war reaktionär. Sogar der Begriff „Lumpenproletariat“, obwohl von Marx, beschämte uns. Marx' kritische Bemerkungen über Bauern wollten wir am liebsten aus seinen Texten ausradieren. Wir waren nicht Dogmatiker, wir kritisierten auch Marx. Probleme wie „populistische“ Bewegungen fanden, trotz der Erfahrung des Nationalsozialismus, in unseren Reflexionen keinen Platz.

Die Welt war noch in dem Sinne in Ordnung, dass man trotz Mangels an Wissen und trotz theoretischer Schwächen keine große Fehler machen konnte. Man stand jedenfalls auf der richtigen Seite, auf der Seite der Entrechteten, der Armen, auf der Seite derer, die für den Fortschritt kämpften, in Vietnam wie in Afrika, an der Seite der Schwarzen in den USA, auf der Seite der Indianer im Süden Amerikas. Auf der Seite der Schah-Gegner und auf der Seite der Anhänger Allendes.

1980 begann dies Bild zu bröckeln, wenigstens für uns in Iran:

In Iran jubelten die armen Massen, die ehemaligen Akteure der Revolution, der Hinrichtung der ehemaligen Revolutionäre zu, sie halfen bei deren Verfol-

gung. Die liberalen, demokratischen und linken Gegner des Schah-Regimes wurden verfolgt. Sie versuchten, einen neuen Kampf gegen das neue Regime zu organisieren, die Revolution weiter zu führen. Sie scheiterten. Viele flüchteten nun in den Westen, in den einst gehassten Westen, manche in das gelobte Land Sowjetunion. Manche versuchten nun, getarnt weiter im Land zu leben, in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Viele landeten in den Gefängnissen, erlitten Folterungen, schlimmer als unter dem Schah-Regime. Viele gerieten in die Hände der Schergen. Ein Krieg brach aus, zwischen Iran und Irak. Zwischen zwei Regimes, die sich antiimperialistisch dünkten. Wer war nun der Böse, wer der Gute?

Das neue Regime genoss die Unterstützung der Massen, so konnte es acht Jahre Krieg führen. Aber das Land sank in Armut, materielle und geistige. Das Licht verschwand: Alles wurde schwarz, von der Bekleidung der Frauen bis zum intellektuellen Klima: Das rationale wissenschaftliche Denken, die Berufstätigkeit der Frau, alle modernen Organisationen, sowohl die Gewerkschaften als auch die moderne Jurisprudenz (wie das Recht der Angeklagten auf einen Anwalt), kurz, sowohl die Menschenrechte als auch der Sozialismus galten auf einmal als westlich und wurden verfehmt.

Auf der anderen Seite war das neue Regime kein Handlanger der Großmächte, seine Politik wurde weder in Washington, London noch Moskau gemacht. Auf der internationalen Szene verband es sich mit den armen Ländern des Südens. Der Slogan „Nieder mit USA“ erklang jeden Freitag in ganz Iran. Iran war nun ein unabhängiges Land.

Wie sollte man nun Partei ergreifen, wo sollte man sich verorten? Auf der Seite des neuen Regimes, oder auf der Seite seiner Gegner: Irak, USA, Schah-Anhänger? Wer waren die Guten, wer die Bösen?

Ein ähnliches Problem hatte es schon früher gegeben: Die Sowjetunion. Die Kritik der Sowjetunion, eines sozialistischen Landes, die antistalinistischen Gefühle der sozialistischen Studentenbewegung, die These vom Sozialimperialismus waren Antworten darauf.

Die Reflexion solcher Fragen stand bei der Geburt der PERIPHERIE Pate, wie aus ihren Artikeln und Diskussionen zu sehen ist. Und das war es, was mich mit ihr verband.

Missverständnisse zwischen Peripherie und PERIPHERIE

1991 etwa zehn Jahre später, die Welt war wieder verändert: Sturz des Sowjetregimes, Mauerfall, Khomeini, der charismatische Revolutionsführer Irans war vor ein paar Jahren gestorben.

Ich kam aus dem ersten real existierenden Gottesstaat wieder nach Deutschland. Ich fand Europa sehr verändert. Was ich sah, kann ich mit einem Wort

zusammenfassen: Glanz. Eine qualitativ differenzierte Warenwelt war an die Stelle der Massenproduktion der 1960er Jahre getreten. Die Jugendbewegungen der 1960er und 1970er Jahre hatten die kleinbürgerliche und muffige Atmosphäre verdrängt. Alles schien mir so frei, so weltoffen. Man sagte mir, das sei Ergebnis der Globalisierung. Der Kapitalismus stand in seiner vollen Blüte.

Zu einer Zeit, als man den Kommunismus für tot erklärte und das Ende der Geschichte verkündete, lernte ich die PERIPHERIE kennen. Ein Aufatmen.

Dank der Unterstützung meiner Freunde und Freundinnen und der PERIPHERIE konnte ich einen Neuanfang versuchen. Bücher lesen, die es in Iran nicht gab, an Diskussionen teilnehmen, die ich lange nicht mehr erlebt hatte. Ich lebte wieder unter meiner eigenen Identität und versuchte, den Anschluss an die intellektuelle Entwicklung in der Welt, von der wir abgekapselt waren, zu finden.

Doch bald spürte ich ein Befremden. Mir schien es, unsere Erfahrung eines realen Gottesstaates gehe nicht genug in die Reflexionen in den Metropolen ein. Dieses Befremden fasse ich unter dem Begriff: Missverständnisse zwischen Peripherie – d.h. manchen Intellektuelle aus Iran und konkreter ich selbst – und PERIPHERIE – stellvertretend für die kritischen Intellektuellen in den Metropolen besonders im deutschsprachigen Raum.

Ich möchte hier ein paar dieser Missverständnisse andeuten.

Bewertung der Globalisierung

Mir und vielen in Iran bedeutete Globalisierung den freien Austausch der Gedanken, einen Fluss von Information und Wissen, eine Quelle der Entwicklung. Ich hatte die negativen Folgen einer Abschottung von der Welt gerade erlebt. Für den Gottesstaat war Globalisierung ein Teufelswerk, eine Machenschaft gegen den Glauben, extra erdacht gegen den Islam. So befremdeten mich die einseitigen Anti-Globalisierungs-Tendenzen bei manchen Intellektuellen und in manchen Artikeln. Mir war bald klar, dass man in den Metropolen unter Globalisierung etwas anderes verstand als wir in Iran. Globalisierung im Munde der amerikanischen Präsidenten bedeutete die Fortführung einer Politik, die vor 500 Jahren begonnen hatte, und manche ihrer Folgen machten uns noch immer zu schaffen. Aber aus unserer Erfahrung wussten wir, dass Desintegration auch kein Allheilmittel war und nur bedeutete, auf die engen traditionellen Grenzen zurückgeworfen zu werden. Man wählt nicht Abgeschlossenheit, man wird dazu verdammt, z.B. durch wirtschaftliche und sonstige Sanktionen.

Postmoderne Diskurse

Postmodern war ein mir unbekannter Begriff. Ich las alles, was ich darüber fand. Bald musste ich erschrocken feststellen: Zwischen postmodernen Gedanken und dem islamistischen Credo besteht viel Affinität, etwa diese: Feindschaft gegen Rationalität, gegen Wissenschaft. Ich nahm deshalb sofort Partei für das Moderne. Dies wurde zur Quelle eines neuen Missverständnisses, denn ich formulierte meine Gedanken in einem Artikel mit dem Titel Modernisierung vs. Verwestlichung, nicht wissend, dass man in den Metropolen einen feinen Unterschied zwischen *Modernité*, Modernisierung und Modernismus macht, von der ersten und der zweiten Moderne spricht. Modern bedeutet für mich vieles, sowohl das Projekt der Aufklärung (Habermas) als auch die realen Errungenschaften der Metropolen: die demokratische Staatsform, die Technologie und Wissenschaft, das städtische Leben (Giddens), aber auch die Theorien von Marx und Freud, die Arbeiterbewegung wie die Frauenbewegung. Also der Begriff einer dynamischen, sich immer wieder erneuernden Gesellschaft und deren kritische Reflexion und keine Bezeichnung eines Zeitalters oder einer Formation. Ich vergaß nie, dass das Zeitalter, das nun „modern“ genannt wurde, nicht nur das Zeitalter der kulturellen Errungenschaften, das Zeitalter der *Modernité* war, sondern auch das Zeitalter des Kolonialismus, das Zeitalter der Peripherisierung sowohl im Inneren als auch an den Rändern der Metropolen. Vieles, was nun als postmodern bezeichnet wurde, war für uns modern. Meinen Studenten in Iran fällt es immer noch schwer zu verstehen, warum Erfindungen wie Computer, Internet, Satelliten postmodern sein sollen, Traktor, Auto, Industriemaschinen dagegen modern. Es schien mir, dass es modern (lies modisch) ist, postmodern zu sein.

Säkularisierung, eine neue Forderung

Wir, d.h. viele linke Intellektuelle in Iran, die einst am Anfang der Revolution 1978 die islamische Bewegung in Iran begrüßten, sie als eine Erweiterung und Unterstützung des antiimperialistischen und antidiktatorischen Kampfes interpretierten, sich aktiv an den Kämpfen beteiligten, fordern heute die Säkularisierung. Einst schien uns die islamische politische Bewegung eine Art Befreiungstheologie. Eine neue Interpretation der Religion im Sinne der Armen, Unterdrückten. Eine Wiederentdeckung der Widerstandspotentiale der Religion gegen Unterdrückung. Wir begrüßten dies und erwarteten sogar, dass die Geistlichkeit nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch in die Kämpfe eingriff und die Menschen zum Kampf mobilisierte. Was die islamische Bewegung auch tat und dazu fähiger war als die Linke und die Demokraten. Es gab natürlich auch skeptische Stimmen, die jedes Bündnis mit den Religiösen ablehnten. Doch damals

dachte niemand an einen Gottesstaat. Die revolutionäre Geistlichkeit beteuerte immer wieder, ihr Ziel sei die Befreiung von Fremdherrschaft und Despotie und nicht Machtergreifung und nicht Beteiligung an der Macht. Die Machtergreifung der Geistlichkeit wird heute als strategisch geplante Machenschaft angesehen.

Wie auch immer, unsere Erfahrung zeigt, dass die Säkularisierung, die Trennung von Staat, Religion und Wissenschaft ein wichtiger Schritt in der Entwicklung zu Selbstbestimmung und autonomem Denken ist. Ich erlebe dies jeden Tag an der Uni. Jene Studenten, die diese Trennung nicht akzeptieren, die nicht zwischen moralischen Forderungen und Aussagen über die Welt differenzieren können, indoktriniert durch zwölf Jahre religiöser Schulausbildung, sind nicht zum theoretischen Denken fähig.

Säkularisierung ist heute in Iran die Forderung ganz verschiedener politischer Kräfte. Sogar die Forderung mancher reformistisch-islamischer Kräfte. Denn im Angesicht des wachsenden Unmuts der Menschen verschiedener Klassen, sogar Bauern, gegen die Geistlichkeit und im Angesicht des sinkenden Glaubens der jüngeren Generationen (etwa 50% der Bevölkerung sind jünger als 30 Jahre) sehen manche in der Säkularisierung sogar eine Rettung der Religion. Doch mir ist bewusst, dass Säkularisierung kein Allheilmittel für unsere Probleme ist. Sie ist nur eine Voraussetzung. Ich weiß aus der iranischen Geschichte, dass eine von oben oktroyierte Säkularisierung, wie im Pahlavi-Regime, eine Art Scheinsäkularisierung, schlimme Folgen haben kann, zu fundamentalistischen Bewegungen aller Schattierungen führen kann.

Heute, d.h. 2005, hat sich einiges geändert, man differenziert zwischen neoliberaler Globalisierung und einer Globalisierung von unten, man hat die Erfahrungen der islamistisch regierten Ländern in die theoretische Reflexion aufgenommen und man bewertet die Geschehnisse in der Peripherie kritischer und differenzierter.

Wieder: Wider das Denken in Dichotomien

Können wir nun daraus schließen, dass die Welt wieder in Ordnung ist? Nein. Die Welt ist immer noch nicht in Ordnung.

Trotz aller Entwicklung in der Peripherie, trotz der Beschleunigung des Technologietransfers in aller Welt, trotz Globalisierung, trotz hoher Öleinkommen sagen uns die Ökonomen, die Schere wird immer größer.

Die Verhältnisse, so für sich gesehen, sind besser, so scheint es wenigstens in Iran. Wir registrieren heute weniger Analphabeten, mehr Universitäten, weniger Kindersterblichkeit, höhere Lebenserwartung, mehr Autobahnen, Computer, Handy, ... aber auch – trotz Revolution und mehr als 25 Jahren islamische Repu-

blik – hohe Kriminalität, Armut neben Reichtum, starke soziale Differenzierung, Arbeitslosigkeit, eine demoralisierte Jugend.

Die Welt ist immer noch nicht in Ordnung, denn heute erleben wir jeden Tag:

Bombenanschläge in Metropolen, 11. September in New York, 11. März in Madrid und jetzt (in dem Augenblick, in dem ich diesen Text verfasse) in London. Alles im Namen der Unterdrückten. Bombenanschläge in Irak und sonstigen Ländern der Peripherie, wieder im Namen der Unterdrückten, der Entrechteten, im Namen des Islams. Überall viele Tote, meist ganz normale Bürger, alt und jung, aus allen Schichten.

Und jeden Tag Eingriffe der USA und ihrer Verbündeten in Afghanistan und in Irak, Bombardierung dicht besiedelter Stadtteile, Folterung mutmaßlicher Terroristen, alles im Namen der Freiheit, der Demokratie, der Zivilisation. Wieder viele Tote, meist ganz normale Bürger, arm und reich, jung und alt.

Wo stehe ich? Wo muss ich mich verorten? So frage ich mich oft.

Früher, damals vor 25 Jahren, konnte man diese Frage leicht beantworten und entschied sich schnell, und man stand auf der richtigen Seite. So tat ich es wenigstens.

Konnten wir uns so leicht entscheiden, weil wir so unwissend und naiv waren, oder weil die Verhältnisse und die Fronten so klar waren?

Oder vielleicht war nur unser Bild der Welt so klar und einfach, und in Wirklichkeit war die Welt nicht so schwarz und weiß, wie wir sie sahen, die Guten, z.B. die Vietkong oder die Schah-Gegner, waren gar nicht so gut. Nur wir hatten Glück. Es war reiner Zufall, dass wir nicht auf der falschen Seite landeten.

Vielleicht ist die Welt von heute für die jüngere Generation genau so einfach und in Ordnung? Und ich sehe die Welt nun mit meiner Altersbrille?

Ja, es stimmt, wir waren naiv, die Welt war komplizierter als wir sie sahen, aber unsere Begriffe und Kategorien reichten zu einer adäquaten Analyse der Situation.

Inzwischen ist die Welt noch komplizierter geworden und wir brauchen neue Begriffe und Verhaltensmodelle. Ich möchte dies am Beispiel der neuesten Ereignisse in Iran zeigen, der letzten Präsidentenwahl.

In der zweiten Runde der Wahl hatten wir eine Situation wie aus einem linken Kinderbuch.

Auf der einen Seite: ein reicher Mann, der als graue Eminenz des Regimes bekannt ist, über dessen Machenschaften und Korruption und seinen märchenhaften Reichtum viele Geschichten im Umlauf sind, noch dazu ein Geistlicher.

Auf der anderen Seite ein Neuankömmling, ein Mann aus dem Volk, einfach und bescheiden, ein Mann der Tat und nicht der Worte, denn er hatte sich seine politische Erfahrung anscheinend auf Verwaltungsposten angeeignet und war zuletzt Bürgermeister von Tehran. Dazu ein Ingenieur.

Ihre Programme entsprachen ihrem Äußeren: Der eine, der Ingenieur, wettete gegen die Reichen, die Korruption, versprach Gerechtigkeit, gerechte Verteilung der Reichtümer, zurück zu den Idealen der Revolution. Das Einkommen aus dem Öl sollte auf den Tisch der Armen, anstatt den Luxus der Reichen zu vermehren. Einfach: Friede den Hütten und Krieg den Palästen.

Der andere, der Geistliche, versprach, die Freiheiten zu erweitern, die Tore zu öffnen, mit der feindlichen Welt in gute Beziehungen zu treten. Sicherheit für die privaten Unternehmen. Er versprach, das gesamte staatliche Eigentum als Aktien unter das Volk zu verteilen. Kurz und gut, neoliberale Politik.

Wo stehen wir, d.h. ich und meines gleichen, wo sollten wir uns verorten?

Überraschend – oder gar nicht überraschend – gewann der unbekannte Mann aus dem Volk die Wahl mit hoher Mehrheit. Für manche ist die Lage klar. Das Volk wählte seinen Mann, er gewann mit etwa sieben Millionen Stimmen Vorsprung bei einer anscheinend hohen Wahlbeteiligung.

Alle Verlierer der Wahl – wie auch der letzte Präsident – sprechen von Wahlfälschungen. Über Ausmaß und Art der Wahlfälschung besteht kein Konsensus, nicht einmal über die Zahl der Wahlberechtigten.

Zur Analyse steht natürlich die Verschwörungstheorie bereit, die in Iran und bei den Gegnern des Regimes sehr beliebt ist. Alles ist Machenschaft, alles war geplant. Rafsanjani hat sich als Kandidat aufgestellt, damit VIELE seinem Scheingegner zulaufen, ein heißer Wahlkampf entsteht und am Ende eine hohe Wahlbeteiligung erreicht wird.

Dass der Gewinner in Wirklichkeit der Kandidat des Regimes war, weiß inzwischen beinahe jeder. Sein Sieg beruht zum Teil auf der vollen Unterstützung jener Geistlichkeit und ihrer Anhänger, die für die verfassungsmäßigen Vollmachten der höchsten Geistlichen einen Absolutheitsanspruch verfechten und direkt dem Führer unterstehen und faschistoiden paramilitärischen Organisationen angehören. Und man kann ihre Interpretation des Islam als die schwärzeste bezeichnen, so etwa wie die Taliban in Afghanistan, nur mit iranischer Note, d.h. schiitisch. Ihre jetzigen Führer waren einst sogar Widersacher Khomeinis. Aber nicht alle erkennen, dass das alles geschah, um einen Mann auszuschalten, einen einstigen Verbündeten und jetzigen ersten Rivalen, denn er ist nicht wie Ex-Präsident Khatami ohne Hausmacht. Eine Art Gleichschaltung: Der Führer, die Gerichtsbarkeit und das Parlament zogen schon an einem Strang, und nun gesellt sich der Präsident dazu.

Aber der Wahlsieg beruht nur zum Teil auf dieser organisatorischen Unterstützung und Fälschungen. Zum anderen Teil beruht er auf dem verkündeten populistischen Programm, das ganz bewusst eingesetzt wurde.

Zum Populismus sind zwei Dinge notwendig: eine politische Kraft, die es versteht und bereit ist, massengefällige Parolen und Programme ohne jede Gewähr

einzusetzen, und eine formlose Masse, d.h. eine große verarmte, desorganisierte Bevölkerung ohne politische Hoffnung. Beides gibt es in Iran, eine Gesellschaft ohne klare Klassenformationen, mit einer ihrer zivilen und Interessen-Organisationen beraubten Bevölkerung.

Politische Kräfte des Landes sind nicht klassenmäßig organisiert, sie gewinnen ihre engen Anhänger in Klientelverbindungen, sie vertreten nicht Klassen, sondern formieren oder konstruieren „Klassen“. Es ist ein Verteilungskampf – was verteilt werden soll, sind das große Öleinkommen und andere Reichtümer des Landes. Der Prozess, der seit hundert Jahren andauernden primären Akkumulation. Moderne Begriffe und Wörter verdecken diese Wirklichkeit. Die Machtkämpfe innerhalb des Landes ersetzen die Welteroberungen der europäischen Nationen, doch dies geschieht unter einer anderen Weltkonstellation. Man kann die Massen nicht mehr mit nackter Gewalt kolonisieren. Auch hat man einen starken Rivalen, eine Weltmacht, die es vor fünfhundert Jahren nicht gab. Hier kommt Populismus nun religiös gefärbt zur Hilfe.

Wir, d.h. ich und solche, die wie ich denken, stehen vor einer Situation, in der wir nicht „Entweder ... oder ...“ sagen können, aber auch nicht „weder ... noch...“. Denn viele, die heute „Weder noch ...“ sagen, haben sich vorher entschieden. Sie haben sich für Bush entschieden. Manche hoffen auf eine sozialistische Revolution. Sie hoffen, dass die extremistische Richtung einen Zusammenbruch des Regimes beschleunigen wird. Mit „wir“ meine ich Menschen, die weder Bush, d.h. eine amerikanische Besatzung, wollen, noch talibanische Zustände.

Welche reale, wirklich-existierende Alternative haben wir?

Viele Antworten gibt es, doch ich meine nicht utopische, auch wenn die Utopien sehr wichtig sind. Ich meine politische Kräfte, die nicht nur aus einigen Intellektuellen bestehen. Politische Kräfte, die nicht nur auf die emotionale Unzufriedenheit der Massen rechnende, sondern reale Programme haben. Programme, wie wir eine politische Änderung herbei führen können und Programme, wie wir die Verhältnisse verändern können. Ein Programm, das der neuen Weltkonstellation Rechnung trägt. Vielleicht sollte ich sagen: Politische Kräfte mit einer Entwicklungstheorie, die für sich einige Realität beanspruchen kann.

Ich habe keine Antwort, obwohl ich mich immer noch als Sozialistin fühle, aber eine, die keinen der real existierenden Sozialismen als Sozialismus bezeichnen kann. Viele der Zwischenlösungen scheinen mir unrealistisch zu sein. Deshalb scheint es mir, die Welt ist nicht mehr in Ordnung.

Aber keine Lösung und keine Antwort zu haben, scheint mir, ist kein Grund zur Resignation, sondern eine Herausforderung, eine Herausforderung an alle in der Peripherie und in der PERIPHERIE. An alle Intellektuellen im Süden und im Norden, die immer noch an der Verwirklichung jener Forderungen festhalten, die

zum ersten Mal in der Französischen Revolution formuliert und seitdem in allen sozialen Bewegungen und Revolutionen immer wieder gefordert und mit neuen Inhalten gefüllt wurden: *Liberté, Egalité, Solidarité*.

Aus meiner Erfahrung, d.h. aus praktischer und theoretischer Erfahrung, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass das Denken in Dichotomien uns nicht weiter helfen kann. Deshalb glaube ich, wir müssen die Dichotomien eines voluntaristischen und eines strukturalistischen Ansatzes überwinden. Irgendwie müssen wir lernen, in unserer Theoriebildung nicht nur schwarz und weiß zu sehen, aber auch nicht grau, sondern das ganze Spektrum der Farben in Betracht zu ziehen. Wenn wir die neuen liberalen Lösungen kritisieren, dürfen wir nicht vergessen, dass auch die Verstaatlichung, besonders in der Dritten Welt, z.B. in Iran, uns nicht weiter geholfen hat. Genauso wie Integration in den, als auch Desintegration vom Weltmarkt.

Ich weiß keine Lösung. Aber ich glaube, ich habe einen Maßstab, mit dem ich die angebotenen Lösungen, politischen Programme bewerten kann. Freiheit, Gleichheit und Frieden. Jedes Programm, das das eine zu Gunsten des anderen vernachlässigt, ist für mich nicht mehr annehmbar.

Der Weg ist weder gerade noch kurz. Was 500 Jahre brauchte, um seine heutige Gestalt anzunehmen, wird man nicht über Nacht ändern können, aber auch nichts ändert sich von selbst.

Ich möchte zum Schluss allen FreundInnen in der PERIPHERIE sehr herzlich für ihre Arbeit danken, denn in einer globalisierten Welt sind wir auf einen globalen Austausch von unten angewiesen, und wahrscheinlich wird es nur eine globale Lösung geben. Ich möchte auch allen viel Mut und Kraft wünschen und mit einem Wort meines Lehrers schließen:

„Es gibt keine Landstraße für die Wissenschaft, und nur diejenigen haben Aussicht, ihre lichten Höhen zu erreichen, die die Mühe nicht scheuen, ihre steilen Pfade zu erklimmen.“ (Karl Marx: MEW 23, S. 31)

Anschrift der Autorin:
Soussan Sarkhosh
sousarkhosh@yahoo.de